

Zeitschrift: Die Schweiz = Suisse = Svizzera = Switzerland : offizielle Reisezeitschrift der Schweiz. Verkehrszentrale, der Schweizerischen Bundesbahnen, Privatbahnen ... [et al.]

Herausgeber: Schweizerische Verkehrszentrale

Band: 61 (1988)

Heft: 6: Die Lust, im Wasser zu baden... : Schwimmbäder am See, am Fluss, an der Quelle = Le plaisir du bain : bains de lac, de rivière, de source = Il piacere del refrigerio nell'acqua : bagni in riva ai laghi ed ai fiumi e alle sorgenti = The joys of bathing : bathing beside lakes, rivers and springs

Rubrik: Ausstellungen = Expositions = Esposizioni = Exhibitions

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kunstmuseum Olten: Copain Vincent

Vincent Van Gogh hat auf die moderne Schweizer Kunst eine grosse Wirkung ausgeübt. Erstaunlicherweise ist dieser Einfluss bis heute noch nie in seiner ganzen Breite erfasst worden. Van Gogh – der Farbbefreier, Van Gogh – der Entdecker der Provence, Van Gogh – der einsam Scheiternde: Diese und viele andere Aspekte seines Werks und seiner Persönlichkeit gaben Schweizer Künstlern unseres Jahrhunderts Impulse zu eigenen und zugleich dem grossen Vorbild verpflichteten Werken.

In den zwanziger und dreissiger Jahren wurde Van Gogh neu entdeckt. Junge Künstler begannen seine Bilder nach ihren Inhalten zu befragen. Und um dem Wesentlichen so nah als möglich zu kommen, folgten sie seinen Spuren, suchten nach seinem Feuer der Farbe, seiner Glut des Herzens. Zwar konnte Van Gogh – Copain so vieler anderer Künstler – diesen Suchern keine handlichen Lösungen anbieten, aber sie zum Beispiel darin bestärken, dass der Künstler eine soziale Aufgabe zu übernehmen hat. Es waren vor allem Bruno Meier, Max Kämpf und Varlin, die sich dadurch in ihrem Engagement bestärkt fühlten.

Je weniger sich Utopie und Realität zusammenbringen lassen, desto mehr beginnen sich die Künstler für das Scheitern Van Goghs zu interessieren. So kommt es gerade in jüngster Zeit auffällig häufig zur Beschäftigung mit der tragischen Selbsterstümmelung, der Internierung in Saint-Rémy und den letzten Wochen in Auvers-sur-Oise. Die kühnste Analyse von Van Goghs Tod stammt von einem Dichter, dem Franzosen Antonin Artaud. Van Gogh ist für ihn «der Selbstmörder durch die Gesellschaft», das Opfer seiner Umwelt, für die die Moralität Vincents untragbar war. Auf dreifache Weise kommt in der Ausstellung das Scheitern Van Goghs zur Darstellung. Die einen setzen sich mit Symbolen der Entwertung, der Einsamkeit und des Leidens auseinander. Es sind dies die Bilder mit den alten Schuhen, dem verloren im Raum stehenden Stuhl, der zellenartigen Kammer. Andere – wie etwa Wilfried Moser, Franz Eggenschwiler, Urs Plangg und Max Hari – machen die Bedrängnis und das Sterben Van Goghs zu ihrem Thema. Die Dritten schliesslich beschäftigt ebenfalls das Sterben, aber nicht jenes des gemarterten Künstlers, sondern seiner durch die Drucksachen- und Souvenirindustrie vereinnahmten Werke. Martin Schwarz und Fred E. Knecht zwingen so zur erneuten Auseinandersetzung mit tausendfach missbrauchten Van-Gogh-Sujets.

Bis 15. Juli



«L'Arlesienne» von Cuno Amiet (nach van Gogh)

Schloss Sargans: Emil Mehr

Emil Mehr, geboren 1909, ist vor allem als Landschaftsmaler und Mosaikkünstler bekannt. Er stammt aus jener Generation von Schweizer Malern, die in den fünfziger Jahren die Atmosphäre der Zürcher Kunstgewerbeschule und damit eine grosse Anzahl von späteren Künstlern und Kunsthandwerkern prägten. Im Herbst 1953 war Mehr dort zum hauptamtlichen Lehrer unter dem schon legendären Direktor Johannes Itten gewählt worden. Die Beschäftigung mit Ittens Farblehre, aber auch seiner eigenen Mosaikkunst, mit der er eine ganze Reihe von Preisen errang, machte aus ihm einen Maler der Farben. Bedingt durch die zeitliche Belastung durch die Schule, wandte sich Mehr dabei zunehmend dem Aquarell und damit der Möglichkeit, Momente einzufangen, zu. Diese Bilder werden bis heute bestimmt durch eine

liebende Beziehung zur Natur in Pflanze, Wasser, Berg, Wald und den Wolken, die der Landschaft die besondere Stimmung geben. Er begegnete hier vor allem seiner thurgauischen und toggenburgischen Heimat mit ihrem sommerlichen Grün und Gelb, den grauverhangenen Regen- und Wolkentagen. Die Unruhe des Forschers und die Suche nach neuen Farberlebnissen trieben ihn aber auch auf wiederholte Entdeckungsfahrten nach Italien, Tunesien, Island, Polen und China. Ein riesiges Werk ist in den bald achtzig Jahren dieses Künstlers entstanden. Die Ausstellung im Schloss Sargans vermag nur einen Teil zu zeigen; immerhin sind alle Tätigkeiten Mehrs, von Öl-, Aquarell- und Emulsionsmalerei über Zeichnungen und Graphiken bis zu den Mosaiken in Stein und Keramik, repräsentativ ausgestellt.

Bis Ende Juni

Mustermesse Basel: Art 19'88

Einige Stichworte zur Art erläutern den hohen Stellenwert, den diese Veranstaltung für die Kunst des 20. Jahrhunderts genießt. 300 Galerien aus jeweils über 25 Ländern stellen an der Art aus, sie empfangen gegen 60 000 Besucher aus aller Welt an ihren Ständen und setzen wichtige Trends für die Szene. Dennoch ist die Art primär ein Umschlagplatz für die Ware Kunst und somit ein Bestandteil des in Zahlen weiterhin an Bedeutung gewinnenden Kunstmarktes. Erstmals findet unter dem Titel «Art Opening» auch eine Tagung statt, welche dieses Jahr unter dem Titel «Innovation und Integration: Kunst als Ausdruck der Unternehmenskultur» eine Plattform für gesellschaftliche Diskussionen über Kunst bilden soll.

Art Opening: 13. und 14. Juni
Art 19'88: 15. bis 20. Juni

Museo d'arte Mendrisio: Julius Bissier

L'arte di Julius Bissier ha trovato riconoscimento solo verso il 1960, quando l'artista era già quasi giunto alla settantina. I motivi di questo «ritardo» sono molteplici. Bissier, nato nel 1893 a Friburgo in Brisgovia, era approdato nel 1923 al cosiddetto neorealismo. Nel 1928 l'associazione degli artisti tedeschi gli conferì il premio della pittura figurativa che però il Bissier aveva già definitivamente abbandonato. Nel tentativo di raggiungere un grado di «validità» artistica – non solo estetica, bensì anche spirituale – nel corso degli anni trenta il pittore ripartì da zero. Alla ricerca dell'essenziale e dell'elementare, si avvicinò al buddismo Zen che nell'espressione grafica ricorre al pennello e all'inchiostro di china. Al tempo stesso si dedicò allo studio delle opere dello storico basilese J. J. Bachofen, studioso dell'antichità e dei miti; in questo modo Bissier scoprì l'importanza del simbolismo funerario degli antichi, traendone ispirazione per elaborare un proprio linguaggio ricco di nuovi segni e di nuove forme. Un altro importante avvenimento fu il suo incontro con lo scultore arcaico rumeno Constantin Brancusi. Bissier aveva appena compiuto i primi passi mediante forme elementari e simboli, quando iniziò la «tragica notte» del nazismo che vietò al Bissier di applicarsi alle sue nuove forme espressive. Nel 1934, l'incendio che devastò l'università di Friburgo inghiottì anche il suo atelier con tutte le opere del periodo neorealista e al tempo stesso l'artista perse la sua cattedra.

Le fiamme avevano definitivamente suggellato il distacco dal passato. Bissier si apprestò a trascorrere una vita interamente dedicata alla meditazione ed alla ricerca dell'essenziale. Egli fu però costretto a mascherare la sua attività ed è per questo motivo che i suoi dipinti di quel periodo non portano il suo nome, bensì un sigillo con segni cinesi. Sulle pareti di casa appese ben in vista tutta una serie di dipinti figurativi, cosiddette opere di camuffaggio, che in caso di ispezione avrebbe dovuto preservarlo dagli strali della censura fascista.

Dopo il 1945, Bissier dovette sopportare di persona le conseguenze paradossali del conflitto mondiale. Secondo il giudizio dei vincitori erano sospette anche le persone come Bissier che non avevano abbandonato la Germania, anche se nel

periodo bellico erano stati costretti all'inattività e avevano dovuto sopportare l'isolamento. Bissier, inoltre, si presentava sulla scena con i suoi inchiostri di china che al pubblico apparivano piuttosto come opere marginali, tanto più che la sua fantasia evitava l'approccio magniloquente con i fenomeni del mondo. Bissier non rappresentava la natura e le cose, ma si chinava ad ascoltare la voce interiore. Dopo il suo insediamento sulle sponde del Verbano nel 1961, Bissier ebbe finalmente la possibilità di lavorare in un'atmosfera calma ed ebbe soprattutto il piacere di gustare una più profonda libertà spirituale. L'influsso del paesaggio ticinese, non inteso come modello, ma piuttosto come fonte di calma interiore, è stato accentuato dalla possibilità di avere scambi fruttuosi con altri artisti come Hans Arp, Mark Tobey e Ben Nicholson. Julius Bissier morì il 18 giugno 1965.

Esposizione aperta fino al prossimo 10 luglio.

Museo d'arte Mendrisio: Julius Bissier

Die Kunst von Julius Bissier wurde erst gegen 1960 bekannt, als der Künstler beinahe 70 Jahre alt war. Für diese «Verspätung» gibt es viele Gründe. Bissier, 1893 in Freiburg/Breisgau geboren, hatte sich 1923 dem sogenannten Neo-Realismus angenähert; 1928 erhielt er den ersten Preis des deutschen Künstlerbundes für figurative Malerei, die er zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr betrieb. Im Streben nach künstlerischer «Gültigkeit» – nicht nur im ästhetischen, sondern auch im geistigen Sinn – begann er in den dreissiger Jahren mit der Malerei ganz von vorn. Auf der Suche nach dem Wesentlichen und Elementaren begegnete er dem fernöstlichen Zen-Buddhismus, der sich graphisch des Pinsels und der Tusche bedient. Sich zugleich an die Studien des Basler Historikers, Altertumsdeuters und Mythenforschers J. J. Bachofen anlehnend, entdeckte er frühe Grabkulte und ihren Reichtum an primitiver Symbolik. Darauf baute Bissier seine persönliche Sprache mit neuen Zeichen und Formen. Bedeutungsvoll für ihn war auch das Zusammentreffen mit dem archaischen rumänischen Bildhauer Constantin Brancusi.

Kaum hatte Bissier die ersten Schritte auf dem neuen Pfad der Versuche mit elementaren Formen und Symbolen gewagt, als die «tragische Nacht» des Nazismus eintrat und Bissier seine neue Ausdrucksweise untersagte. 1934 zerstörte der Brand der Universität Freiburg sein Atelier

mitsamt aller Werke aus der neorealistischen Zeit, er verlor zugleich seinen dortigen Lehrstuhl. Dieses Feuer aber hatte den Bruch mit der Vergangenheit nun endgültig besiegelt. Bissier richtete sich ganz auf ein Leben der Wesensschau und Meditation ein. Er musste jetzt allerdings seinen Weg getarnt bei Nacht beschreiten; so zeichnete er seine Bilder fortan mit einem chinesischen Siegel anstelle seines Namens. Dagegen hingte er eine Reihe kleiner figurativer Gemälde – die sogenannten Tarnbilder – gut sichtbar an die Wand, für den Fall, dass die faschistische Zensur sein Heim kontrollierte.

Nach 1945 erlitt Bissier die paradoxen Folgen des Weltkriegs: Im Urteil der Sieger waren auch Menschen wie er verdächtig, die – obwohl zu Untätigkeit und Isolation gezwungen – Deutschland nicht verlassen hatten. Erst nachdem er 1961 an die Ufer des Langensees übergesiedelt war, konnte Bissier endlich eine ruhige Arbeitsatmosphäre und vor allem das Gefühl einer grösseren geistigen Freiheit erleben. Die Wirkung der Tessiner Landschaft – nicht als Modell, sondern als Quelle der Geruhsamkeit – wurde durch die Möglichkeit eines fruchtbaren Austausches mit anderen Künstlern wie Hans Arp, Mark Tobey und Ben Nicholson bestens ergänzt. Julius Bissier starb am 18. Juni 1965. Bis 10. Juli



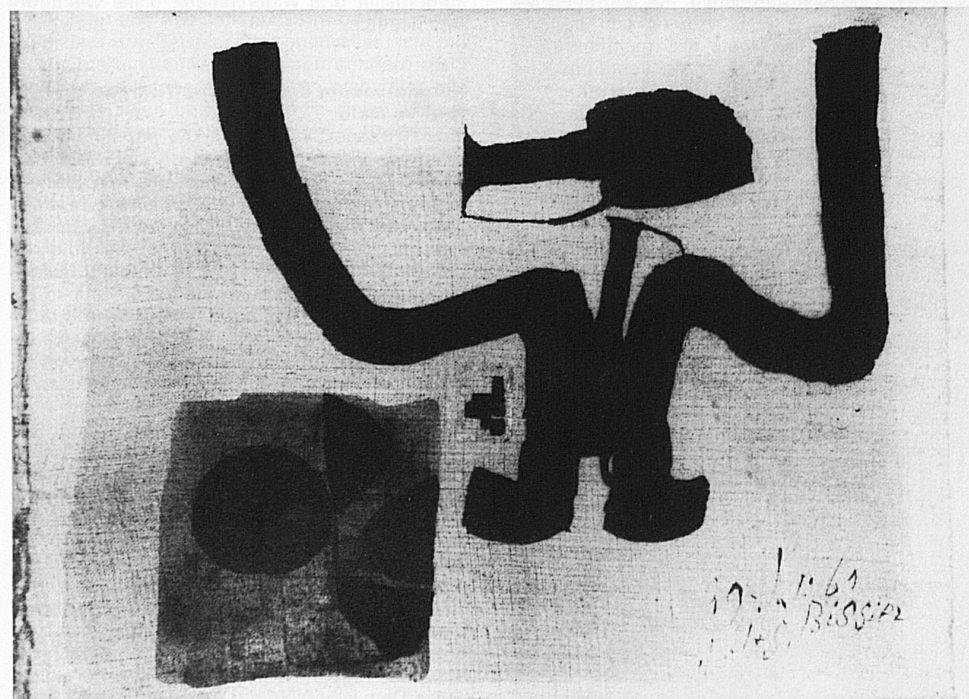
Drei Öllampen aus Speckstein, datiert 18. Jahrhundert und gefunden im Wallis und Engadin

Museum für Völkerkunde Basel:

Pietra Ollare

Steatit ist der wissenschaftliche Name des auch als Topfstein, Lavezstein, Giltstein bekannten Specksteins. Er ist rund um den Erdball bekannt und wird in China und Indien ebenso geschätzt wie in Afrika oder Alaska. Die wohl vielseitigste Verwendung findet der Speckstein seit über 2000 Jahren im alpinen Raum. Die Härte des Steins bestimmt seine Verwendung: weichere Sorten dienen der Herstellung von Gefässen in der Drehwerkstätte, härtere werden für Öfen oder Bauelemente verwendet. «Pietra ollare» – so der Haupttitel der Ausstellung im Völkerkundemuseum – wird der Speckstein im Tessin und in Oberitalien genannt, entsprechend seiner hauptsächlichlichen Verwendung, der Herstellung von Töpfen (ital. il ollo: der Topf). Bis um die Jahrhundertwende wurde der Stein beispielsweise im Val di Peccia mit althergebrachten Methoden bearbeitet. Doch eine Überschwemmung im Sommer 1900 setzte der letzten Werkstätte mit wasserbetriebener Drehmaschine ein Ende. Das Aufkommen moderner Industrieerzeugnisse erlaubte es dem Speckstein-Dreher nicht, den Betrieb wieder aufzubauen und der billigeren Konkurrenz die Stirn zu bieten. Heute finden sich im Tessin nur noch Spuren des alten Handwerks in Ortsnamen, kaum mehr bekannten Steinbrüchen, sorgfältig gehüteten Gefässen und Öfen. Diese Öfen sind dennoch bis heute der Stolz in manchem Bauernhaus des Gotthardgebietes. Im Hinblick auf die Ausstellung hat man im Maggiatal alle Specksteinöfen inventarisiert. Von den geschätzten rund 1000 Öfen um die Jahrhundertwende sind noch etwa 500 vorhanden, darunter wunderschön geschmückte Exemplare aus dem 17. und 18. Jahr-

Figuratives Gemälde von Julius Bissier



hundert. Angesichts des Vorteils des Speckstein-ofens – er gibt Wärme langsam und gleichmässig ab – erlebt er vielleicht im Zeitalter eines neuen Energiebewusstseins eine kleine Renaissance.

Bis 25. September

Musée d'ethnographie, Bâle:

Pietra ollare

Stéatite est le nom scientifique de la pierre ollaire, qui est répandue et appréciée dans le monde entier, aussi bien en Chine et en Inde qu'en Afrique ou en Alaska. Dans la zone alpine, la pierre ollaire connaît depuis plus de deux mille ans son utilisation la plus diversifiée.

C'est la dureté de la pierre qui en détermine l'emploi. Les sortes tendres servent à fabriquer des récipients dans l'atelier du tourneur, les plus dures servent à la confection de poêles ou de matériaux de construction. «Pietra ollare» (ainsi est intitulée l'exposition du musée bâlois d'ethnographie) est le nom en usage au Tessin et dans le Nord de l'Italie, où son principal emploi est la fabrication de poteries («ollo» signifie en italien «pot»). Jusqu'au tournant du siècle, on travaillait la pierre ollaire notamment dans le Val di Peccia selon des méthodes traditionnelles. Mais une inondation en été 1900 mit fin au dernier atelier doté d'un tour hydraulique. L'arrivée sur le marché de produits industriels modernes ne permit pas au dernier tourneur de reconstruire son atelier et de faire front contre la concurrence bon marché. De nos jours on ne trouve plus au Tessin que de rares vestiges de l'ancien métier, quelques carrières désaffectées, ainsi que d'anciens poêles et récipients soigneusement conservés. Ces poêles font d'ailleurs aujourd'hui encore la fierté de mainte maison paysanne dans la région du Gothard. En vue de la présente exposition, on a inventorié les poêles en pierre ollaire du Val Maggia. Du millier que l'on comptait au début du siècle, il en reste environ cinq cents, y compris quelques exemplaires des XVII^e et XVIII^e siècles, somptueusement décorés. Vu les avantages du poêle en pierre ollaire – sa chaleur se propage lentement et uniformément – peut-être connaîtra-t-il, à une époque où l'on se soucie d'économiser l'énergie, une prochaine renaissance.

Jusqu'au 25 septembre

Musée d'histoire naturelle, Genève:

De zéro à mille pattes

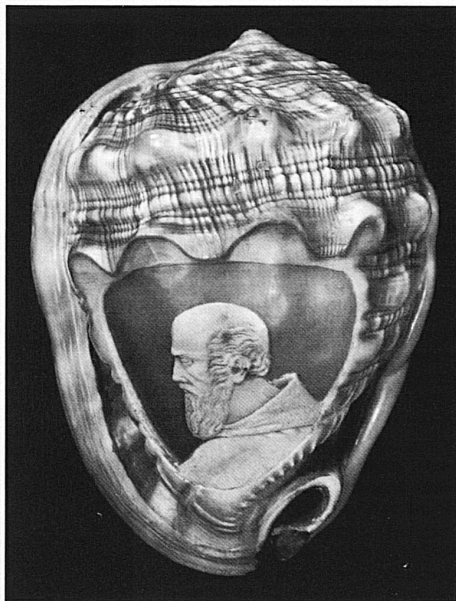
Les mollusques sont le thème de l'exposition temporaire actuelle au Musée d'histoire naturelle de Genève. Ils comprennent les escargots, les seiches et les chitonides. A côté du grand nombre d'animaux vivants que l'on peut y voir, l'exposition présente aussi les nombreuses possibilités d'utilisation que l'homme peut en faire. Pour le jardinier amateur, l'escargot, par exemple, est le pire ennemi, tandis qu'il est un régal sur la table des gourmets français. Mais l'éventail des possibilités d'utilisation ne se limite pas aux «escargots de Bourgogne au beurre et à l'ail», aux «calamares alla romana» ou aux moules.

Les mollusques ont de tout temps, par leurs formes merveilleuses, stimulé l'inspiration artistique des hommes. Dans les cavernes de la préhistoire, on a découvert des coquilles de mollusques percées de trous qui servaient sans doute d'ornements. Le mollusque que l'on voit le plus souvent en peinture est sans contredit la «coquille Saint-Jacques» (pecten jacobaeus): c'est d'elle qu'est éclose la Vénus de Botticelli. Mais elle ornait déjà des vases grecs quatre cents ans avant notre ère. Elle fut aussi au Moyen Age l'emblème des pèlerins chrétiens et on compte en Angleterre plus de neuf cents armoiries de famille qui en sont ornées. En Espagne et en Italie surtout, des maisons entières en furent décorées. Thomas Chippendale les immortalisa dans ses meubles et Thomas Sheraton en fit son modèle préféré pour ses célèbres marqueteries. Avant l'introduction des matières synthétiques, les boutons, les peignes, les

boucles, etc., étaient faits de nacre, qui est la face intérieure polie de certains coquillages. Si des corps étrangers s'introduisent dans la coquille, on obtient alors la perle universellement convoitée.

Par de tels exemples et d'autres encore, l'exposition de Genève parvient à montrer l'indicible richesse de la famille des mollusques, dont l'intérêt, à première vue, pourrait échapper à beaucoup.

Jusqu'en automne



Camée: motif sculpté dans coquille d'un casque de l'espèce *Cypraea cassis rufa*. Hauteur de la coquille: 12 cm

Musée d'histoire naturelle Genf:

Von null bis tausend Pfoten

Mollusken sind das Thema der derzeitigen Sonderausstellung im Musée d'histoire naturelle in Genf. Es sind Weichtiere, also Muscheln, Schnecken, Tintenfische und Käferschnecken. Neben einer grossen Anzahl zu besichtigender lebender Tiere werden die vielen, zum Teil fast vergessenen Verwendungsmöglichkeiten für den Menschen anschaulich dargestellt. Für Schrebergärtner ist beispielsweise die Schnecke ein Todfeind, für französische Gourmets ein unentbehrliches Geschöpf. Doch die Palette an Verwendungsmöglichkeiten geht weit über «Burgunderschnecken an Knoblauchbutter», «Calamares alla Romana» oder «Moules» hinaus.

Die Muscheln haben zu allen Zeiten den Menschen mit ihren wunderbaren Formen zu künstlerischer Inspiration animiert. Schon in von Menschen der Vorzeit bewohnten Höhlen hat man Muschelschalen mit Löchern gefunden, die als Schmuck gedient haben müssen. Die wohl am meisten abgebildete Muschel ist die «Coquille St. Jacques» (pecten jacobaeus); ihr entsteigt auch Botticellis berühmte Venus. Schon 400 Jahre vor unserer Zeitrechnung schmückte sie griechische Vasen, im Mittelalter war sie dann Symbol für die christlichen Pilgerer und in England finden sich über 900 Familienwappen aus dem 18. Jahrhundert, die eine solche Muschel tragen. Vor allem in Spanien und Italien wurden ganze Häuser mit stilisierten Muscheln dekoriert, Thomas Chippendale verewigte sie in seinen Möbeln, und Thomas Sheraton verwendete sie als Vorbild für seine berühmten Intarsien. Knöpfe, Käämme, Schnallen waren, bevor sie aus synthetischen Materialien hergestellt wurden, aus Perlmutter, der polierten Innenseite gewisser Muscheln. Gelangen schliesslich Fremdkörper in diese Innenseite, so bildet die Muschel die von uns so begehrte Perle. Die Genfer Ausstellung vermag durch solche und

noch viel mehr Beispiele den unsäglichen Reichtum dieser Tiergattung aufzuzeigen, die manchem auf den ersten Blick eher uninteressant erscheint.

Bis Herbst

Kornhaus Bern: Architektur aus Papier

Wer von uns hat nicht einmal in seiner Schulzeit einen Bastelbogen in die Hand gedrückt bekommen und musste daraus das Schloss Chillon, das Basler Spalentor oder das Bundeshaus falten? Genau diese Bastelbogen stehen im Zentrum der Ausstellung im Kornhaus Bern, die vom Basler Architekturmuseum übernommen und zusätzlich erweitert wurde. Es sind ca. 150 Papierbauwerke – die grössten Dimensionen erreichen bis zu 3,50 m – sowie zahlreiche Bogen im Ausgangszustand zu sehen.

Der Architekturbastelbogen gehört seit dem Ende des letzten Jahrhunderts zum klassischen Spielzeug. Er reproduziert exotische Monumente (z. B. Taj Mahal), heimische Bauernhäuser, Tempel und Kirchen, Wolkenkratzer, Wohnhäuser und Industrieanlagen (z. B. Kernkraftwerke). Er dient Kindern und Erwachsenen gleichermaßen zur Unterhaltung, fördert Konzentration und Geschicklichkeit, dient heimat- und stilkundlichen Zwecken oder wird verkauft und verstanden als Souvenir. Der Bastelbogen stellt so für den Laien meist den einzigen Zugang zur Architektur dar. Interessant sind in der Geschichte dieser Bögen aber auch die wechselnden Absichten, welche die Hersteller oder Auftraggeber damit verfolgten. So formulierte der Gestalter der Bastelbogen für Schüler bis 1968 in seinen Beiblättern deutlich die erzieherische Absicht, die das genaue Arbeiten für Kinder haben soll: «Du bist der Patient, und ich bin der Arzt. Dir fehlt etwas, und ich soll dir helfen. Du klagst nämlich schon längere Zeit über Langeweile. Arbeite überlegt und sorgfältig! Wohlgeratene Arbeit wird dich erfreuen; Pfusch würde dir nur Ärger bereiten!» Ebenso zielgerichtet setzt die Werbung den Bastelbogen für ihre Zwecke ein. So wurde der erwähnte Bogen zum Bau einer Kernkraftwerksanlage ein halbes Jahr nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl von der Deutschen Kraftwerkunion herausgegeben. Zusammen mit einem Beiblatt, das dem Bastler die «aktiven sicherheitstechnischen Einrichtungen» schmackhaft machen soll, wird er gratis an Schulen und für Ausbildungszwecke abgegeben. So hat ein harmloses Kinderspielzeug die moderne Entwicklung und Zeitströmungen mitgemacht und widerspiegelt diese wiederum sehr deutlich.

Bis 31. Juli

Kunstmuseum des Kantons Thurgau Warth: Andrea Nold

Eine Retrospektive mit Werken aus einem Zeitraum von vierzig Jahren des Bündner Künstlers Andrea Nold zeigt derzeit das Kunstmuseum des Kantons Thurgau. Die Themen, die Nold beschäftigt, sind die klassischen Themen der Kunstgeschichte: die Landschaft, das Interieur und das Porträt. Dabei geht es ihm nicht um die zufälligen Beziehungen, sondern um den verbindlichen Zusammenhang zu seinem eigenen Leben. Ihn interessiert das Wesentliche, so beispielsweise bei den Landschaften das Zusammenwirken von Erde, Luft und Licht, oder Orte, an denen Nold sich zu Hause fühlt: die weiträumige Landschaft Graubündens oder diejenige des Südens, Griechenlands, und Italiens, wo viel Heiterkeit, Sonne und Licht ist. Dazu gehören aber auch Menschen, die ihn begleitet haben, Familie und Freunde oder eine menschliche Situation, die ihn berührt hat, wie etwa jene Asylinsassen des Bürgerheims der Stadt Chur, dem sein Vater über längere Zeit vorstand. Dabei bleibt die persönliche Problematik eigenartig kühl aus dem Werk ausgespart. Diese Zurückhaltung mag denn auch das Typische an Nold sein. An Ausstellungen beteiligt er sich zwar regelmässig, aber im Abstand einiger Jahre. Dem liegt nicht nur Selbstkritik und Zweifel

zugrunde, sondern auch eine Arbeitsweise, die über längere Zeitabstände fort dauert. Nur wenige Werke finden jährlich vor ihm Zustimmung; eine Haltung, die dem hektischen und auf immer Neues bedachten Kunstbetrieb nicht zugetan ist.

Bis 26. Juni

Historisches Museum Basel: Hans Hinz

Die Zeiten des reinen Schwarz-Weiss-Sehens scheinen heutzutage längst vorbei. Wer weiss denn noch, dass vor 6 Jahren ein berühmtes Schweizer Boulevardblatt kaum Farbbilder aufwies, dass bis in die siebziger Jahre hinein der grösste Teil der Abbildungen in den «Illustrierten Zeitungen» noch schwarz-weiss waren, dass zwischen den beiden Weltkriegen nur ganz wenige Menschen auf der Welt in der Lage waren, eine dem Original nahekommende farbige Aufnahme zu machen. Hans Hinz war einer dieser seltenen Spezialisten und zugleich einer der Pioniere der Farbfotografie.

In einem Tour d'horizon über sein ganzes Lebenswerk vermittelt die Ausstellung zuerst Einblicke in die Jugendzeit des heute 75jährigen Altmeisters. Freie Arbeiten des einstigen Amateurfotografen und Aquarellisten zeigen die erste Schulung der persönlichen Optik. Atelieraufnahmen verdeutlichen die ehemals angewandten Techniken. Sie sind für sich schon geschichtliche Dokumente. Ein weiteres, vor allem für die Kunstgeschichte bedeutendes Dokument sind die zum Teil erstmaligen Farbbilder von bedeutenden Kunstwerken der ganzen Welt. Heute dienen diese Bilder mehr und mehr dazu, die durch Umwelteinflüsse verursachten Veränderungen an unersetzlichen Werken festzustellen. Gezeigt werden darüber hinaus aber auch die damals gebräuchlichen riesenhafte Kameras, die luftballongrossen Blitzlichter, die erahnen lassen, welch mühevolleres Handwerk Hans Hinz in jener Zeit betrieb.

Bis 15. August

Historisches Museum St. Gallen: Ostschweizer Pioniere und Erfinder

Pioniere und Erfinder veränderten durch ihre Ideen und Taten die Welt der Menschen. Man braucht diese Pioniere aber nicht nur in fremden Ländern zu suchen. Auch unser Land kennt eine grosse Anzahl schöpferischer Menschen, die mit ihren Ideen versuchten, das Leben ihrer Mitmenschen zu erleichtern. So bemerkte der deutsche Reiseliterat und Arzt Johann Gottfried Ebel schon 1798, dass zum Beispiel die Appenzeller nicht nur jodeln, melken und käsen konnten, sondern «sehr arbeitsam, ausdauernd, zu allem brauchbar und geschickt» seien und sich durch «schnelles Begreifen, Nachahmen und Erfinden in Sachen der Mechanik und Industrie» auszeichneten. Die Ausstellung im Historischen Museum St. Gallen zeigt uns eine Anzahl solch innovativer Menschen, neben Appenzellern natürlich auch Glarner, St. Galler, Bündner und Thurgauer.

So war es beispielsweise der Toggenburger Johann Baptist Isenring, der die erste Photoausstellung der Schweiz in St. Gallen organisierte. Ein Appenzeller wiederum konstruierte als rechte Hand Edisons die erste Sprechmaschine. Freunde der Luftfahrt begegnen in der Ausstellung dem Ballonfahrer Spelterini sowie dem legendären Flieger Walter Mittelholzer. Kräuterpfarrer Johann Künzle aus St. Gallen gehört genauso dazu wie Hermann Müller-Thurgau, der Erfinder der Riesling×Sylvaner-Rebe. Eine Rarität besonderer Art bilden die bisher unveröffentlichten Farbaufnahmen aus dem Weltall, die der Glarner Astrophysiker und Raketenforscher Fritz Zwicky in der von ihm gegründeten Sternwarte von Pasadena/Kalifornien aufgenommen hat.

Bis 7. August

Aargauer Kunsthaus Aarau: Ricco

Der Name Ricco (eigentlich Erich Wassmer) mag nur einem kleinen Kreis von Kunstinteressierten bekannt sein. Ausserhalb von Bern, wo sich der Künstler regelmässig an der jährlichen Weihnachtsausstellung beteiligte, war seinen Werken kaum je zu begegnen. Indes vermag die Bezeichnung «Berner Maler» für Ricco wenig auszusagen. Obwohl seine Position innerhalb der Berner Kunstszene seit den vierziger Jahren eine unbestrittene war, steht sein Werk ebenso einsam in der Berner wie in der Schweizer Kunstgeschichte. Nur ganz wenige Werke befinden sich zudem in öffentlichem Besitz; der Grossteil des Œuvres ist bei wenigen Sammlern. Wassmer, der ab 1937 seine Bilder konsequent mit «Ricco» signierte, war ein sehnsüchtiger Eigenbrötler. Trug er sich in den vierziger Jahren in einer schweren Krise mit dem Gedanken, ins Kloster einzutreten und seine Malerei der Jungfrau Maria zu widmen, so findet sich im Jahre 1945 in seinem Tagebuch folgende Eintragung: «Er konnte aber dem ver-

führerischen Ruf nicht widerstehen, der vom Verband schweizerischer Wasserjungfern und Meerweibchen der vereinigten Schweizer Seen bis in die Einsiedelei zu hören war.» Er liess sich also eine Yacht bauen und wurde in den folgenden Jahren zum «peintre marin». Nach Reisen, die ihn unter anderem nach Tanger, Tahiti, Japan, Kanada und Bombay führten, kehrte er mit einem erfüllten Bubentraum und einer Tätowierung auf dem Oberarm zurück. Von da an sollte die Signatur seiner Bilder um einen Anker bereichert sein. Solche Träume hatte Ricco viele. Manche davon konnten nur in der Zauberwelt seiner Bilder ausgelebt werden. Sie zeugen denn auch von dieser künstlichen und hermetischen Sehnsuchtswelt, in der allein sich die Gegensätze aufheben lassen. Es ist aber auch – ganz besonders in seinem Frühwerk – eine Kinderwelt, deren Held ein Mensch ist, dessen Kindheit zu schön war. Ricco Wassmer starb 1972 in Ropraz (VD). Die Ausstellung in Aarau ist die erste Retrospektive dieses faszinierenden Künstlers.

Bis 26. Juli

Kunsthaus Aarau: Ricco

